

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 28 (1923-1924)
Heft: 3

Artikel: Von Schule und Leben : Erinnerungen [Teil 2]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-311752>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Schule und Leben.

Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

„Lange Lehren gebe ich dir nicht mit auf deinen Lebensweg. Du bist alt genug, um zu wissen, wie du dich zu betragen hast.“ So lauteten die wenigen Worte, mit welchen mein Vater von mir Abschied nahm, als ich im Frühjahr 1873 mein Elternhaus verliess, um ins Seminar Mariaberg einzutreten. Die Tränen meiner Mutter beschwichtigte ich mit dem Versprechen, bald brieflich von mir hören zu lassen.

Mein Herz war bewegt; doch war ich weder traurig noch beklommen. Ein frischer Bursche von 17 Jahren schaut vorwärts. Mein Freund hatte mich abgeholt zu gemeinsamer Fahrt nach Rorschach, zu gemeinsamem Studium. Lebensziel und Jugendmut, Frühlingswehen und Freundschaft, wie sollten sie nicht glücklich stimmen? — Aus dem Tannen- und Wiesengrün des Toggenburgs ging's nun an das farbenreiche Gestade des Bodensees; aus dem engen Bauernhaus in das klosterweite Mariaberg. Langgestreckte Gänge, breite Treppen, Säle und Unterrichtszimmer, Unterkunft für 80 Zöglinge und mehrere Wohnungen für unsere Lehrer. Das gab zu sehen und zu beobachten!

Eine Haus- und Schulordnung stellte gleich jeden in Rang und Glied. Jedem Zögling war sein Pult im Studiensaal, sein Kasten und Bett im Schlafräum, sein Sitz in Speisesaal und Lehrzimmer angewiesen. Jede Klasse bildete für sich einen abgegrenzten Schulkörper und war belehrt mit einem abgewogenen Mass von Selbstverwaltung.

Das alles passte mir; denn an geordnete Lebensführung hatte das Elternhaus mich gewöhnt. Noch steht die Tagesordnung lebhaft vor mir. Morgens halb fünf Uhr betrat Pedell Jäger langsamen Schrittes den Schlafräum unter dem Weckruf: „Stehet auf! Im Namen des Herrn!“ Kurz nachher Sammlung im Studiensaal, gemeinsames Morgengebet, Studium bis sieben Uhr; von dort an lösten sich Mahlzeiten, kurze Spaziergänge, Lehr- und Übungsstunden bis abends neun Uhr ab. Bald hatten wir uns in diesen „Schulbetrieb“ eingefunden.

Ich habe damals und später gegen dieses „Konviktsystem“ manch abschätziges Urteil äussern hören. Ich könnte keinem von ihnen beistimmen. Herrscht in einer solchen Anstalt gute Ordnung, ist sie von einem humanen Geist beseelt, so überwiegen die Vorteile des Zusammenlebens etwaige Mängel bei weitem. Man gewöhnt sich an eine bestimmte Tagesordnung, übt sich in Selbstzucht und Verträglichkeit; man schliesst sich zusammen, lernt von einander, gleicht Meinungen aus, und endlich wird man — und das hat manch einer bitter nötig — gesellschaftlich etwas gemodelt. Und wie vielen Verlockungen zu Müssiggang und Ungebundenheit entgehen die jungen Leute!

Viel Anreiz zu Beobachtungen boten mir die voneinander abweichenden Typen unter den Zöglingen. Hier ein lebensfroher Glarner, dort ein urchiger Appenzeller, dieser ein knorriger Oberländer, jener ein frommer Altoggenburger. Und doch trugen wir fast alle an uns die Merkmale beweglicher Ostschweizer und waren stolz auf unsere gleichgeformte Anstaltsmütze.

Mittwoch nachmittags waren wir frei. Man kann sich denken, dass die erste, auf 11 Uhr angesetzte Chorstunde eine belebte war. Eben war nach Regentagen prächtiges Wetter angebrochen. Direktor Szadowski trat ans Klavier, plauderte erst vergnüglich mit Schülern der obern Klassen und intonierte dann Seidels

frisch aufmunternden Hymnus: „Mein Herz, tu dich auf, dass die Sonne drein scheint!“¹ Oh, wie das bei mir einschlug! Ich also Mitglied eines Männerchors mit der frohen Aussicht, Lieder, viele neue Lieder zu erlernen! Und wirklich, der Liederschatz, den uns Szadowski während der drei Jahre übermittelt und eingepägt hat, gehört zum Schönsten, was ich aus dem Seminar mit ins Leben hinaus genommen habe.

Nachmittags ging's hinaus. Zuerst hinunter an den See und zu einer Gondelfahrt, dann über die Wiesen ins Blust hinein. Und damit eröffnete sich uns ein zweites Reich immer neuer Genüsse. Ein kurzer Aufstieg von Mariaberg aus, und wir erreichten St. Anna-Schloss. Welche Prachtentfaltung! Zu beiden Seiten ein Wald von blühenden Obstbäumen, so weit man sehen konnte; unter uns das Leuchten des Wellenspiels, durchfurcht von Dampfern, Segelschiffen und Fischerbooten. Rorschach und Umgebung haben vom Frühjahr bis Herbst vom Schönsten, was die Schweiz an landschaftlichen Reizen zu bieten hat. So sagt man, und ich stimme bei. Aber dem vergrämten Gemüt sind diese leuchtenden Bilder von trüben Schleiern verhüllt und der kalte Blick geht gleichgültig an ihnen vorüber. Nicht die Welt an sich ist schön; das vom Gefühl beseelte Auge ist's, das die Welt verklärt! Wohl der Jugend, welcher Herz und Sinn zu reinem Geniessen geweckt werden!

Und nun der Unterricht? wird man mich ungeduldig fragen. Es kommt, es kommt! Auch ich sah ihm mit neugieriger Ungeduld entgegen. Von einem halben Dutzend Lehrern und wöchentlich über vierzig Stunden liess sich schon etwas erwarten. Ich will nun glauben, dass jeder unserer Lehrer seine ihm zugewiesenen Fächer mit gutem Willen erteilte; dass er ihnen stofflich gewachsen war; dass er dem Programm und den Pensen gerecht wurde.

Bei all dem kann immer noch das Wesentliche mangeln, und hier mangelte es. Keines der Fächer, um dies vorauszunehmen, nahm *Bezug* auf das andere. Das durch sie vermittelte Wissen lag disparat auseinander. Von einem Versuch, es *einheitlich* zu gestalten, war nie die Rede. Das einzelne Fach unterliess leider auch jegliche *Verknüpfung* mit Umgebung und Erfahrung. Geographie und Geschichte, um als Beispiele zu dienen, schöpften nicht aus dem reichen, unmittelbaren Anschauungskreis. Schulbücher und Paragraphen vermittelten unser Fachwissen. Wir fühlten es anwachsen, wie man Holzvorräte ansammelt und aufspeichert.

Zwischen Lehrer und Schüler bestand die gewohnte bedauerliche *Kluft*. Kaum einer der Professoren trat uns näher. Was auf dem Felde unserer Seele Wurzeln schlug oder verkümmerte, Weizen oder Unkraut, niemand forschte danach. Zur nähern Erläuterung des Gesagten wiederum ein Beispiel. Das Seminar besass bereits eine ansehnliche Bibliothek; deren Benutzung blieb jedoch beschränkt. Und wenn sie auch jedem von uns zugänglich gewesen wäre! Niemand gab uns Anleitung, *warum, wie, was* man lesen solle. Und doch ist die verfängliche Frage berechtigt, wer denn im jugendlichen Alter zu lesen verstehe? Wie viele richtiges Lesen im Leben überhaupt je erlernen?

Manche von uns gerieten denn auch im Lesen auf Abwege; wir überschritten unsern geistigen Horizont. Da verrannte sich z. B. einer in Louis Büchners „Kraft und Stoff“. Dort behauptete ein anderer, „Der alte und neue Glaube“ von D. F. Strauss überrage alles, was er je gelesen. Ich meinesteihs verfiel auf W. Whewells „Induktive Wissenschaften“. Und ein Namensvetter des Philosophen

¹ Vgl. J. Heims Volksgesänge für Männerchor, III. Band, Nr. 332.

Schelling fühlte sich sogar verpflichtet, dessen bändereiche Werke um schweres Geld aus einem Antiquariat zu erstehen.

Es ist eine schöne Sache um die Strebsamkeit, wenn sie sich in zielbewusster Arbeit bekundet; verfrühtes und zielloses Lesen dagegen erweisen sich selten als fruchtbringend.

Ich darf meine kritischen Bemerkungen an dieser Stelle abkürzen, da ich anderswo Ausblicke im Druck erscheinen liess, welche darlegen, wie ich mir ein Seminar als Lehr- und Lebensanstalt ausgebaut denke.¹

Betreten wir lieber das Feld bedeutsamer Anregungen, welches während der Seminarzeit Früchte trug.

Unter der Lehrerschaft ragte eine Persönlichkeit weit über ihre Kollegen hinaus: Seminardirektor Largiadèr. Sowohl in seiner Eigenschaft als Leiter der Anstalt als auch hinsichtlich seiner Lehrbefähigung war und blieb er mir vorbildlich. Er erteilte nach- und nebeneinander ganz verschiedene Fächer; aber was er auch anfassen mochte, das nahm sofort Gestalt an. Er behandelte eben nicht den Stoff, *sondern unser Denken über ihn*. Das Gesagte sei erläutert an einem Beispiel. Im zweiten Schuljahr beabsichtigte er, uns in die Elemente der Psychologie einzuführen. Ich vergesse diese schönsten und lehrreichsten aller genossenen Stunden nie wieder. Er hatte sie auf morgens sechs Uhr angesetzt, so dass wir frisch und denkfähig waren. Da begann er denn durch klug erwogene Fragen uns in Spannung zu versetzen und uns den Vorgängen des Seelenlebens näher zu bringen. Nie teilte er uns das Ergebnis einer Untersuchung mit; er entwickelte es *aus uns heraus!* Schulung und Leben waren eins.

Und was uns jungen Leuten ebensoviel galt: Wir ehrten in unserm Lehrer einen Mann von Charakter. Gelehrsamkeit imponiert; ein ermunterndes Vorbild hebt empor. Ein solches Vorbild im Lehramt und im Leben war uns Largiadèr.

Fühlte ich unsern Direktor in Würde und an Alter über mir, so hatte ich meinen Freund neben mir. Und unser Bund wurde zusehends enger. Auf täglichen Wanderungen und in freien Stunden fanden wir uns zusammen. Wir galten als die Unzertrennlichen. Wir äusserten uns über die Anstalt, die Lehrer, die Mitschüler. Wir tauschten unsere Gedanken aus über das, was wir lasen und dachten.

Eben damals wogte draussen im Reich der Geister der sogenannte Kulturkampf. Wiederholt trieb er seine Wellen bis zu unsern Klostermauern hinauf. Auch die Zeitungen warfen uns die politischen und kirchlichen Streitfragen auf den Tisch. Wir griffen sie auf und stiessen, je nach unsern Meinungen und Ansichten, aufeinander. Standen wir doch in den Jahren, in welchen Fragen und Zweifel religiöser Natur zu erwachen pflegen und gerade in einer paritätischen Anstalt stärker zum Bewusstsein gelangen. Der konfessionelle Unterricht weckte solche nicht wenig; nur bei meinem Freund und mir in sehr abweichender Weise. Er genoss seinen Unterricht bei Pfarrer Altherr, der seine Schüler geradezu zu begeistern verstand. Wie oft kam mein Freund aus so einer Stunde leuchtenden Auges, um mir von den tiefen Anregungen, welche ihnen geboten wurden, zu berichten.

Und was gab man gleichzeitig uns? Was anderes als die längst bekannten Weisungen, was wir zu glauben und zu meiden hätten. Und in welchem Tone? Wenn man doch einmal begreifen wollte, dass trockene Belehrungen die religiösen Gefühle unterbinden und lähmen, statt sie zu wecken und zu vertiefen.

¹ Vgl. „Zur Frage der Lehrerbildung“, St. Gallen, 1905. Fehrscher Verlag.

Ein glücklicher Zufall bot mir willkommenen Ersatz. Unter meinen Kameraden besass einer Zschokkes „Stunden der Andacht“, die er mir bereitwillig lieh. Ich vertiefte mich mit warmem Eifer in diese, das ganze sittliche und religiöse Leben umspannenden Betrachtungen, welche in gehobenem Tone vorgetragen zum Herzen sprachen. Der Verfasser war, wie ich erkannte, ein Sucher und Kämpfer; das ermutigte mich und bewahrte mein Gemüt vor Öde und Verflachung. Reichhaltige Anregungen gewann ich gleichzeitig von deutschen Dichtern, unter denen mich einer ganz besonders anzog: der feinfühlig, treuherzige Peter Hebel. Nennt ihn einen Stern beliebiger Grösse; er ist und bleibt ein vollbürtiger Dichter! Viele seiner „Alemannischen Gedichte“ hatte ich bereits aus dem Mund meiner Mutter gelernt. Jetzt prägte ich auch die grösseren meinem Gedächtnis ein, um sie stets bei mir zu haben. Sagt so bald eine Dichtung einem jungen Menschen Sittlich-Reineres, als Hebels „Wegweiser“ es tut?

So flossen Wochen und Monate unserer Seminarzeit dahin. Die Schulkost blieb rationiert; das Leben bot so und anders reichliche und zuträgliche Geistesnahrung.

Gegen Ende des zweiten Jahres entlud sich über unserer Anstalt ein Unwetter, das in deren Annalen unter dem Namen „Seminarsturm“ figurirt. Der freisinnige Geist, welchem Largiadèr eine Heimstätte bereitet hatte, war nicht jedermann genehm. Er bot Veranlassung, um langgenährte Gegensätze zum Austrag zu bringen. So eröffnete denn die gegnerische Presse heftige Angriffe gegen die Seminarleitung. Droben auf Mariaberg, hiess es, sei der Unglaube Trumpf; der Unterricht sei darwinistisch verseucht, die Zöglinge der irreligiösen Ansteckung ausgesetzt. Und der Urheber solcher unleidlichen Zustände sei eben Largiadèr. Dieser wies die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen mit Ruhe zurück; wir Schüler stellten uns voller Entrüstung an seine Seite, richteten einen Protest an das Erziehungsdepartement, rechtfertigten ihn in der Presse und vor dem Elternhaus.

Ich selber geriet in diesem Kampf mitten ins Kreuzfeuer hinein. Meine guten Eltern, den Tatsachen fremd und einseitig beeinflusst, ängstigten sich um mich. Meine Briefe an sie, in welchen ich Largiadèr verteidigte, wurden als Beweise gedeutet, wie sehr auch ich vom unreinen Geist, welcher am Seminar walte, durchdrungen sei. Man drang in meine Eltern, mich von Mariaberg nach Hitzkirch zu bringen, wohin zu gehen schon etwa sieben Zöglinge versprochen hätten.¹

Mich empörten diese Treibereien bis ins Innerste. Meine Eltern hintergangen, mein liebster Lehrer verleumdet, meine Überzeugungen als Irrtümer gescholten ...

Da erklärte ich meinen Eltern offen heraus, von Mariaberg lasse ich mich nicht fortzwingen; dagegen entbinde ich sie weiterer Pflichten gegen mich. Das half. Meine Festigkeit machte ihnen tiefern Eindruck als feiges Einlenken. Und während den bald eintretenden Frühjahrsferien überzeugten sie sich auch, dass mir im Seminar bislang weder Hörner noch Klauen gewachsen seien. Mein weiterer Besuch Mariabergs im dritten Schuljahr war gesichert.

Solche Erlebnisse schulen und erziehen. Sie festigen die Gesinnung, sofern man sich eine erkämpft hat. Man fühlt Rückgrat und schaut mit gehobener Zuversicht dem Kommenden entgegen.

¹ Sie sind von dort, der Schulzustände wegen, im Sommer 1875 wieder nach Mariaberg zurückgekehrt.

Dieses dritte und letzte Schuljahr war von einem Ereignis begleitet, welches mein weiteres Leben entscheidend beeinflussen sollte. Mein Freund hatte sich entschlossen, seinen Studiengang zu erweitern und zu vertiefen. Er teilte mir erst in Andeutungen, dann in reiflichen Auseinandersetzungen mit, dass er gedenke, das Lehramt von der Kanzel aus auszuüben.¹ Im Spätherbst 1875 verliess er Marienberg, um ans Gymnasium in St. Gallen überzutreten. Sein Wegzug beschäftigte mich aufs ernstlichste, liess jedoch schmerzlichen Abschiedsgefühlen keinen Raum. Vielmehr schaute ich mit berechtigtem Stolz zu meinem Freunde auf und war nur von einem Wunsche beseelt, ihm ähnlich höhere Studien ins Auge fassen zu können.

Oh, man hätte auch mir den Weg hierzu sofort eröffnet. Man streckte Fühler aus, ob ich für eine Laufbahn als Geistlicher Neigung verspüre. Ich hatte mit Nein geantwortet. Der hinter mir liegende Seminarsturm hatte mich zu stark aufgerüttelt. Da ich jedoch für derartige Studien, welche *meiner* Gesinnung entsprachen, damals keine Mittel noch Aussichten aufbringen konnte, war ich entschlossen, in meiner bescheidenen Laufbahn auszuharren, um bald unabhängig zu werden.

Was mir den weitem Aufenthalt auf Marienberg verschönte, lag in dem Umstand, dass Largiadèr zwar entschlossen war, einem Ruf ins Ausland² Folge zu geben, dass er sich jedoch herbeiliess, das Schuljahr mit uns abzuschliessen. Ich arbeitete für seinen Unterricht in Deutsch und Pädagogik aus allen Kräften. Sodann gab der Briefwechsel mit meinem Freund der Arbeit und der Musse eine Art höherer Weihe.

Schon begannen unsere Hoffnungen und Erwartungen sich dem praktischen Leben zuzukehren. Die Verbundenheit mit der Anstalt lockerte sich. Die Schlussfeier von 1876 kam. Mir wurde bei diesem Anlass die Ehre zuteil, Fichtes Rede: „Wie die Rechtschaffenheit des Studierenden sich äussert“, vor versammeltem Auditorium vorzutragen. Dann erfolgte der Abschied von Marienberg, wo ich drei Jahre jugendlichen Wachstums erlebt hatte.

Was nahm ich mit in die Welt hinaus? Doch manch Wertvolles, soweit es mir bewusst war. Und zwar: eine bleibende Anhänglichkeit für diesen schönen Erdenwinkel; ein treues Gedenken an einige Lehrer und Kameraden, ein klein Stück Wissen und Können, ein grösseres an Reife und Erfahrung und ein volles Mass grundguten Willens für den künftigen Lehrerberuf. (Schluss folgt.)

Zur Schriftbewegung in Basel.

Es können bei uns immer noch viele Kollegen und Kolleginnen nicht begreifen, warum der alte Schreibunterricht angegriffen wird. Es sind doch so saubere Hefte mit den fünf Linien x und den fünf Linien Xerxes, die, schön untereinandergereiht, wie flotte Soldaten dastehen.

Wer aber statt den kopierenden Schülern gerne Kinder vor sich sehen möchte, die lebhaften, mitschaffenden Anteil an Schriftentwicklung und -gestaltung nehmen, der muss Zeichnungslehrer Hulliger, der bei uns diese Bewegung

¹ Jakob Frey, um welchen es sich handelt, bekleidete nach vollendeten Studien das Pfarramt erst zu Wildhaus, dann zu Peterzell und stand zuletzt dem Seminar Kreuzlingen vor. Er starb 1904.

² Er war als Seminardirektor nach Pfalzburg berufen.